

Anne-Lise Grobéty

Um im Februar zu sterben

Roman

Aus dem Französischen von Andreas Grosz

Mit Fotografien von Eric Bachmann
und einem Interview von Ilse Heim mit der Autorin

pudelundpinscher

Heute, wenn ich es recht bedenke, wenn ich mich zwingen, ganz fest daran zu denken, fühle ich mich weniger verwirrt, ich habe von diesen Ereignissen Besitz ergriffen, sie erscheinen mir durch mein Erinnern intellektuell verarbeitet, nach und nach entsteht Distanz zwischen ihnen und mir, ich fange an, sie in allen ihren Schattierungen zu sehen, es sind Tatsachen, die mich nicht mehr betreffen

physisch

heute bin ich zwar wieder allein, doch gewöhne ich mich an diese Einsamkeit, mache mir daraus eine warme, trockene, weiche Höhle, in der ich überall Spuren meines Lebens hinterlasse und das Zackenmuster meiner Zähne, wenn die Lust zu schreien allzu groß wird. Mein Leben stricke ich aus diesem Knäuel voller Knoten, ich nehme mir nicht einmal mehr die Mühe, sie zu lösen; im Gestrickten ist das nicht schön.

Diese Seiten, Gabrielle, wirst du nicht lesen, so wie es eben deine Gewohnheit war, alles zu lesen, was ich schrieb. Damit du besser verstehen konntest, was mir weh tat, was in meinem Kopf brannte. Dein Gesicht über meinen Heften, deine längliche, geäderte Hand auf meinen Blättern.

Heute weiß ich nicht mehr, wo du bist, noch was du tust. Du bist wohl in Brüssel. Ich glaube, es ist besser so.

Wenn du mich heute fragen würdest, ob ich Angst habe, würde ich dir mit Nein antworten; nein, es ist keine Angst in mir, nicht

diese innere Angst, langsam und flach wie ein Schwindel, der mich verschlingt; doch habe ich Angst vor jener anderen Angst; den anderen ist sie anzusehen, alles an ihnen ist mit diesem Entsetzen behaftet: ihre Art, sich zu kleiden, die Tür zu schließen, vor der Ampel auf Grün zu warten und beim Überqueren ihre Besorgnis, sie könnte auf Rot wechseln, noch bevor sie das andere Trottoir erreichen; ihre Art, mich zu betrachten, mit mir zu reden, mir dieses Stück Brot zu reichen, mich zu beriechen, mir nachzuspüren, mich bei meinen Schritten, bei meiner Körperpflege zu belauern. Diese Angst, die die anderen ausschwitzen, du hast es verstanden, sie vor mir zum Verschwinden zu bringen, sie ihnen abzuzapfen, ohne dass sie mich versehrte, ohne dass sie mich erwischte, bisweilen zeigtest du sie mir, aber behutsam, um mich nicht zu erschrecken, du hast sie an mir hinunterfließen lassen, damit ich mich an sie gewöhnte, siehst du, sagtest du, da ist nichts; in ihren Taschen ist nichts verborgen, ihre Kleider sind so glatt wie ihre Gesichter, nichts Stechendes, nichts Kratzendes, und blicken sie dich an, sehen sie dich deshalb noch lange nicht vor zwei Monaten noch konnte ich zu dir laufen, wenn dieses Entsetzen mich packte, und einmal mehr öffnestest du alle diese Schubladen für mich und nanntest mir die Gegenstände bei ihrem Namen: nichts Rätselhaftes, nichts Bösesartiges, zusammen schauten wir unter den Betten nach, in den Schränken, und beschwichtigt ging ich von dir weg

ich wäre zu dir gelaufen, du hättest mit mir geredet, du wärest da gewesen. Aber es hilft nichts, meine Angst wird nicht mehr von mir abfallen, weder durch dich noch durch andere.

Heute sage ich: es ist besser so; aber ich weiß nicht recht. In meinem Zimmer wiederhole ich laut: es ist besser so, und diese Wörter beben an den Wänden, prallen dagegen, aber ich weiß nicht recht; wie könnte ich das Nichts der Sanftheit vorziehen? Die so viel getuschelt haben, die Finger vor dem Mund, die so viel geflüstert, gewettert haben, sie können, sie wollen mir nichts geben, mit unschuldiger, geistesabwesender Miene verstecken sie die Hände hinter dem Rücken. Siehst du, am meisten bedrückt mich, dass sie vielleicht mit Recht so von dir dachten, wie sie dachten.


Aber ich bin nicht am Leben. Dennoch tut es weh. Tut weh, Gabrielle, dass ich diese paar Monate verleugnen musste, dieses Vertrauen und das Glück, nicht mehr allein zu sein
physisch allein

ja selbst dann nicht mehr allein zu sein, wenn du nicht da warst; du hast mir so viel gegeben, alles beigebracht, ich konnte nicht einmal atmen, nicht einmal sanftmütig sein oder tolerant, nicht einmal gehen konnte ich, ohne mich über meine Steifheit zu empören, oder mich hingeben, empfangen, ich wusste nicht einmal, wie man auf Menschen, auf die anderen zugeht, ich lebte geduckt, gebeugt, zusammengekrampft, stumm, hatte Barrikaden errich-

tet gegen jegliche Form von sinnlichem Erleben, nichts kam aus mir heraus, nichts fand in mich hinein, keine Musik, keine Begeisterung, kein Hauch ging von mir aus, ich wusste niemanden für mich einzunehmen und spielte dieses Spiel mit der Ernsthaftigkeit der Verrückten, das hast du alles zerrissen, behutsam jedoch, vorsichtig, um meine Haut nicht zu verletzen, die Haut einer Blonden, Hellen, einer Tochter der Wellen,
wie konnte ich die Freundschaft verleugnen, ich war doch geborgen an deiner Brust, niemals in meinem Leben war mir so warm.

Ich weiß, wie lächerlich und schmerzlich es heute ist, diese Worte zur Schau zu tragen, aber weißt du, ich sage aus lauter Gewohnheit »unsere Freundschaft«, ich klammere mich an diese Wörter, hänge mit Leib und Seele daran, als werde dank der Kraft meiner Verzweiflung alles zurückkehren, alles sich ändern, weitergehen, damit du nicht mehr dermaßen verhöhnt wirst. Ich brauchte lange, um zu verstehen, um die Trennung von dir zu akzeptieren.

Ich gehorchte ihnen, und wie du siehst, habe ich dich nicht mehr besucht, nicht mehr mit dir gesprochen. Da ich deine Gewohnheiten und deine Aufenthaltsorte kenne, war es ein Leichtes, dich zu meiden, genau so leicht, wie es einst gewesen war, dich zu finden. Jetzt dürftest du noch in Brüssel sein, wegen dieses Theaterstücks, *Der gläserne Schub*,
mit Aschenputtel hat das nichts zu tun,



noch bis zum Ende des Monats. Es ist hart, Gabrielle, sehr hart, die Versuchung, zu dir zu kommen, ist groß, Angst habe ich keine, gestern wäre ich um ein Haar zu deinem Laden gegangen es ist hart, Gabrielle, denn eigentlich ist es mir egal, was man über dich erzählt, mir ist egal, was du sein sollst, ob wahr oder nicht, es ändert nichts an der Sache, aber ich will es nicht glauben, und was macht es schon aus, ich will es nicht glauben, dass du mich wirklich auf diese Weise geliebt hast, nein, das wäre zu dumm, jede unserer Begegnungen, jedes Wort, das wir tauschten, jeder Blick, jedes Lachen, jede Geste, alles müsste in diesem abstoßenden weißlichen Licht gesehen werden, bleich, grell, eine große unreife Frucht, Mehlmasken, erstickter Mime, Käfern gleich treten zwei trübe Augen daraus hervor, es ist nicht möglich, du sprachst so offen über dich selbst, dass ich sogar das verstanden hätte, es verstehe, es verstehen würde, warum gibt es keine grammatische Zeit für Verzeihung, um Verzeihung auszudrücken, es ist unmöglich, du konntest mich doch nicht derart täuschen, so viel Verstellung, oder dann bin ich verrückt; ach ja, wäre ich nicht schon verrückt, würde ich es bestimmt.

Gabrielle, ohne dich bin ich einsam, aber daran sind weder du noch ich schuld, schuld sind diejenigen, die Zweifel und Unruhe in mich gegossen haben. Zuvor nie, nie nur das Geringste, ich schwöre es vor allen diesen angespannten, bleichen Gesichtern, ich schwöre es mit meinen gegen die Augen gepressten Fäusten.

Du weißt es schon. Hingegen die da. Sie sind schuld. Sie haben diese Karre voller Anschuldigungen vor meiner Tür abgestellt. Als du merktest, dass ich misstrauisch geworden war, begannst du dich zu verändern. Vorher nichts dergleichen. Du spürtest, dass ich mich entfernte, ganz wenig nur, doch genug, um befürchten zu müssen, ich könnte weggehen. Kaum eine Frage weit hatte ich mich entfernt, aber es war bereits zu viel. Vorher nichts dergleichen. Sachte gossen sie die flüssige Bronze des Zweifels in mich hinein, und nach und nach verfestigte sie sich. Links und rechts standen sie, umzingelten mich und schlugen mit ihrem »Man sagt, dass« auf mich ein, trieben diese winzigen, spitzen, rauchenden Nägel in meine Haut, ich wusste nicht mehr ein und aus, stand in ihrer Mitte, eingekreist, gefangen, an den Händen hielten sie einander fest, verzeih mir, ich musste mich befreien, ich hätte nie mit dir darüber reden sollen, verzeih mir, dass ich dir so weh getan habe, du glaubtest, ich hätte mich bereits gegen dich gewendet, sei bereits übergelaufen
aber das traf nicht zu, was kümmerte es mich, zwischen uns änderte sich nichts, nicht wahr, nichts änderte sich; gewiss, eine Zeit lang wäre es schmerzlich gewesen, ich hätte mich an diesen Gedanken gewöhnen müssen, dass du nicht ganz so wie die anderen bist, doch was hätte sich deswegen zwischen uns geändert – hätte ich es nie erfahren, hätte ich diese Freundschaft weiterhin ganz selbstverständlich gelebt; nichts hätte sich deswegen geändert, du

wärest meine Mutter geblieben, meine Freundin, meine Vertraute, mein einziger Weg, auf Menschen zuzugehen ...

Gabrielle, ich hätte dich weiterhin geliebt wie zuvor, nicht mehr, nicht weniger. Gewiss, vielleicht hätte es mir anfangs weh getan, ich hätte mich erst gewöhnen müssen, dich so zu sehen, doch was soll das, warum sind sie so grob, so blind, warum wollen sie dich unbedingt einsperren, dir dieses widerliche, klebrige Wort anhängen, meine Gabrielle,

meine Liebe,


verzeih mir, dass ich so brutal zuschlug,

ist es wahr, Gabrielle, ist es wahr?

Was kümmerte mich das, außerdem war ich natürlich viel zu hartnäckig, aber ich musste Klarheit haben, musste aufhören, in dieser Ungewissheit zu schweben, ich hasse Verleumdungen, an jeder Straßenecke, in jedem Zimmer schlugen sie auf mich ein, fuchtelten mit diesen Etiketten vor meiner Nase herum, sie schrieben es in meinen Kaffee, in meinen Brei, diese Frau C., diese Bekannte von dir, die du so oft siehst, es heißt, sie ... sie standen da, allesamt, eine klebrige, kompakte Masse Kitt, allesamt Freunde, der Pakt der Verlogenheit, picknicken zusammen, zusammen gehen sie spazieren, wischen sich gegenseitig das Kinn sauber, der perfekte Pakt der Verlogenheit, so standen sie in Reih und Glied und blickten uns an, musterten uns, ich bekam Angst, diese Frau C., Kleine, wir warnen dich, es heißt, sie ...


die Lippen feucht vor Jovialität, freundschaftliches Schulterklopfen, um mich auf ihre Seite zu ziehen, ich entferne mich vom Feuer, werde frieren, Gabrielle, ich bekam Angst, wir waren nur wir zwei, nur wir zwei gegen sie alle; du bist stark, du bist das gewohnt, ich aber bin klein, schwach, habe Angst bekommen, verzeih mir, vor allem, als ihre Worte deutlicher wurden, die Gefahren, die auf mich lauern, die Ghettomauern, diese Frau, diese Gestrauchelte, sündige Schlange, wollüstige Viper, die Verlogenheit, die unschuldigen Mädchen auflauert, das war zu viel, ich musste Gewissheit haben, du verstehst mich, so konnte es nicht weitergehen, aber ich liebte dein hysterisches, verwirrendes Lachen, deine Augen, durch die ich alles sehen konnte, und deine Stimme, die wie heißer Sand durch meine Finger rann, und dein unterweltliches Haar, möglich, dass ich bereits verdammt bin, weil ich deine Haut betrachtete und schön, beruhigend fand und weil ich deine Hände um ihrer Äderung willen liebte, weil ich es liebte, deine Hände in meinem Haar zu spüren, weil ich die sanft geschwungene Linie deines Nackens liebte und wie deine Finger meine Wangen zart berührten. Ja, vielleicht bin ich eine Verdammte, es wäre zu schön, es würde sie ärgern, ihre Gesichter möchte ich sehen

vielleicht ist es bereits zu spät, ich weiß es nicht, vielleicht bin ich eine Verdammte, weil ich in dir meine Stärke und Sicherheit sah, weil ich dich um deine warme Empfindungsgabe beneidete, um




dein Wissen, ein Honig fast, der selbstverständlich aus dir rann und mich vollkommen nährte, dumm, diese Metaphern, diese Bilder, mit denen ich dich wieder heranzuholen versuche; sollte ich also alles von dir gelernt haben, selbst das Weinen?

Heute sage ich: du bist die Mutter, die ich mir so sehr gewünscht hatte. Ach, meine Mutter: ihr ist es nie in den Sinn gekommen, dass wir einander hätten nah sein können, sie und ich; da sind meine kleinen Brüder, der Haushalt, die Schreibmaschine, auf der die ekligen Romane meines Vaters entstehen, der Markt, die Teestunden mit ihren wunderbaren Freundinnen, versnobt und geschwätzig sind sie, die Gänse, aber diese fetten Weiber sind ihre einzige Zerstreuung, denn eine Frau hat sich ausschließlich ihrer Familie zu widmen, und sollten auch Eleganz und Weiblichkeit darunter leiden




ich weiß, ich bin da, um an ihrer Seite aufzuwachsen, dafür hat sie mich in die Welt gesetzt, nämlich damit ich neben ihr aufwachse, damit sie sagen kann: meine Tochter, seht her, und damit sie meine Kleidchen aussuchen kann, mich zwingen, ihre Suppe bis auf den letzten Rest auszulöffeln, damit ich mit Respekt und Verehrung sage: meine Mutter




nein

heute ist es zu spät. Das Gift, das sie mir eingespritzt haben, hat zwar meine Glieder gelähmt und hindert mich daran, sie nach dir auszustrecken, aber auch, zu ihnen zu laufen. Heute ist



es zu spät, um darüber nachzudenken, ich bin hier in meinem Zimmer und schreibe, ich schreibe dir ein wenig, es ist ein wenig für dich, was ich hier alles schreibe, es ist meine Art zu weinen; verzeih mir, dass ich dich gequält habe, Gabrielle. An allem sind sie schuld: durch ihre Andeutungen ist in mir so etwas wie eine Zwangsidee entstanden, die auf dich abfärbte, es wäre niemals geschehen, wenn sie mich nicht zum Äußersten getrieben hätten, nie zuvor kam von dir eine Geste, ein Wort ... Einmal nur habe ich Angst bekommen, als du mich angeblickt hast, wir standen am Seeufer und beobachteten die Möwen, die aufflogen und wie Gischt wieder herabstürzten, deine Hand lag auf meiner Schulter, und plötzlich lachte ich, lachte in unser Schweigen hinein, da verkrampfte sich deine Hand, ich lachte nicht mehr, du sahst weder den See noch die Möwen, sondern hast mich seltsam angeschaut, Gabrielle, dein Blick machte mir Angst, aber das dauerte kaum drei Sekunden, sogleich begannst du über jenen Marsac zu reden, der sich herausnahm, Sartres Thesen über Baudelaire in Frage zu stellen ...



Ich tue nichts, um am Leben zu sein, ich bin mir völlig bewusst, dass das ganze Elend von dieser Wahrheit herrührt, die ich dir abverlangt habe, dazu hatte ich kein Recht. Ich schreibe dies alles nicht, um dich anzugreifen oder mich selbst, sondern um Abstand zu gewinnen, um von diesen Ereignissen nicht ausweglos in die Enge getrieben zu werden und um wirkliche Distanz

herzustellen, ohne dass dabei etwas zerstört wird; und was sie alles zerstört!

Heute, an diesem 17. Februar, möchte ich mit dem Schnee hinabsinken und auf der Straße liegen bleiben, dort schmelzen, verschwinden, kalt und unlösbar, dem Asphalt beigemischt; wie Schnee möchte ich auf das feuchte Gras sinken, von der Erde langsam aufgesogen werden, Wasser sein und die Erde tränken, versiegen und aufgesogen werden; ich möchte Spuren hinterlassen auf meinem Weg ins Innerste des glühenden Erzes, um dich wiederzufinden

meine Brandwunde

ich höre die Möwen kreischen, bei dieser Kälte kommen sie weit in die Stadt herauf, dann und wann flattern sie vor meinem Fenster, flatternd beschreiben sie blasse Kurven und ziehen wilde Kreise; kaum betrete ich mein Zimmer, kehrt Ruhe ein. Dicke Flocken, kleine Flügel, fallen torkelnd und trudelnd vor dem Fenster hinab, bald werde ich da gegenüber die dunkle Ziegelfläche nicht mehr sehen, sei es des Schnees, sei es der einsetzenden Dunkelheit wegen; warum sollte der Baum sich über seine Entblößung freuen, und warum sollte er sich, nun nackt, über sein Eiskleid freuen ... Mein entblößtes Herz hat jegliche Freiheit verloren, Kälte hält es gefangen

um dich wiederzufinden, bin ich bereit, jene andere Angst wie-

der anzunehmen, denn als du hier warst, war rund um mich her wenigstens nicht diese dehnbare Substanz, in die sich nichts einritzen lässt, nicht einmal der eigene Name, der einem zeigen würde, dass man lebt, und kein Zeichen der Hoffnung; wutentbrannt drückt man seine Faust hinein, man denkt sich, diese Delle, Zeugnis der Revolte, werde bleiben, doch kaum zieht man seine Hand zurück, nimmt die Substanz wieder ihre glatte, träge Form an, dieser polierte Schwindel, ein Joghurt, faltenfrei, Gabrielle, dein breites Lachen hüllte die Leere ein, hinderte sie daran, bis zu mir zu kommen, *ich war so nah bei dir, dass mich bei den anderen nun friert*, diese Worte überfluten mich langsam, ich werde wohl weinen müssen.

Aber so kann ich hier nicht sitzen bleiben, an diesem Tisch, drum ...

Heute ergreife ich Partei für dich gegen alle anderen, denn du hast mir geleuchtet und mich aufgeklärt, nicht nur das, rund um mich herum hast du Freudenfeuer angezündet, unter Flammenzungen aufglänzende Gesichter und Augen, rhythmisches Knacken der in der Hitze zerberstenden Äste, rote Funken in der Dunkelheit; und graue Asche
denn du hast meine verkrampften Finger langsam gelöst, und nun endlich konnte ich sie brauchen, um diese hinderlichen Äste aus dem Weg zu räumen

denn du warst du und warst da, wir gingen nebeneinander her, machten zusammen Einkäufe, zusammen lasen wir die gleichen Bücher, ich sagte dir alles, was mir durch den Kopf ging, als sagte ich es zu mir selbst, und wenn mein Herz vor Liebe oder Hass beinah platzte, dann drücktest du es behutsam mit deinen ungeschminkten Worten, um es zum Überlaufen zu bringen, ehe es zersprang

denn in der Pfanne brutzelten inmitten kleiner Fettblasen duftende Steaks, eine Schürze bedeckte meine Beine bis zu den Knien, und am Tisch sagtest du: *Die Zeit ist um, Phönike, da ich bangen musste. / Denn Titus liebt mich, ist allmächtig und muss nur noch sprechen ...*

heute ergreife ich Partei für dich gegen alle anderen – umso wärmer ist es auf unserer kleinen Insel. Aber das ist nicht das Schlimmste, da ist etwas anderes, was mich durcheinanderbringt, was meinen Körper aus der Ferne durcheinanderbringt und mich in meiner Benommenheit festnagelt; ich höre das abgehackte, aufgeregte Geheul einer Ambulanz; du kannst jederzeit sterben. Einsam und verdammt. Doch weswegen verdammt?

Jetzt ist gegenüber fast nichts mehr zu sehen. Die Nächte kehren unmerklich zurück. Ich bin wohl verrückt, dass ich es nicht mehr weiß. Ich höre Schreibmaschinengeklapper aus dem Nebenzimmer und die hohen, abgehackten Schreie von Stéphane, seine kindliche Stimme und das müde Kläffen des Hundes,

Originaltitel: *Pour mourir en février*
© Bernard Campiche Éditeur, Orbe

Übersetzung: Andreas Grosz
Fotografien: © Eric Bachmann
Interview mit der Autorin: Ilse Heim-Winter, © Gabriel Heim
Layout und Satz: Beatrice Maritz
Schrift: Simoncini Garamond
Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno
Bindearbeiten: Legatoria Mosca, Lugano

© 2016 Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Wädenswil
www.pudelundpinscher.ch
ISBN 978-3-906061-08-5

Imprimé en Suisse
Printed in Switzerland

Finito di stampare il 20 maggio 2016,
giorno di san Bernardino da Siena